

Die Zeitschrift

Nr. 43

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1910

Erweckt.

Roman von H. Ger.

(Fortsetzung)

„Werde mich mit meinen beiden Pflegebefohlenen gehorsamst zur Stelle,“ sagt die Frau Oberförster mit schnarrender Stimme zu Doktor Bauer, als die drei in der Veranda auf ihn stoßen.

Doktor Bauer lacht mit dem ganzen Gesicht, als er die Patientin mustert. „Bravo! Ausgezeichnet! So lasse ich es gelten! Passen Sie auf, Frau Oberförster, Ihr Forsthaus wird noch zu einem Wallfahrtsort. Ich weiß nun Rat: wenn gar nichts anschlügt, schicke ich meine Patienten zu Ihnen.“

Bald stellt sich auch der Oberförster mit dem Wagen ein. Man plaudert noch ein Stündchen, dann drängt der Oberförster zur Heimkehr. Nach herzlichem Abschied steigen die Damen Noack in ihre Zimmer hinauf und winken dem Wagen Grüße nach, so lange er sichtbar bleibt. —

Am anderen Vormittag kommt Frau Noack in voller Bestürzung zu Doktor Bauer. „Was gibt es?“ fragt dieser besorgt, als er ihr verstörtes Gesicht sieht.

„Ach Gott, Herr Doktor,“ antwortet, auf einem Seffel Platz nehmend, Frau Noack, „jetzt weiß ich wirklich bald nicht mehr, woran ich bin. In Tannengrün war meine Tochter in den meisten Stunden heiter und fröhlich, und ich habe mich unendlich gefreut, daß endlich Besserung eingetreten ist und sie wieder Lust zum Leben zeigt. Und heute früh kommt sie in mein Zimmer, wirft sich mir um den Hals und fängt bitterlich zu weinen an. Eine ganze Stunde hat sie geschluchzt, ohne daß es mir gelang, sie zu beruhigen. Jetzt ist sie vor Erschöpfung eingeschlafen. Sie liegt auf dem Divan, macht aber im Schlaf ein ganz glückliches Gesicht. Sagen Sie mir um Gotteswillen, was hat das alles zu bedeuten?“

Doktor Bauer geht einigemal mit großen Schritten in seinem Zimmer auf und ab. „Also geweint hat sie?“

„Ja, Herr Doktor. Lange und zum Herzen brechen.“

„Das war gut! Wenn sie sich nur alles vom Herzen herunter geweint hat. Das hat ihr all die Jahre gefehlt. Nun wird sie schon vollends gesund. Aber nicht hier. Ich habe in der Sache absolut nichts getan und kann auch

über seine letzten Worte erschreckt zusammenfährt. „Ach meine, wie man eben Töchter verliert, um Schwiegeröhne dafür zu gewinnen.“

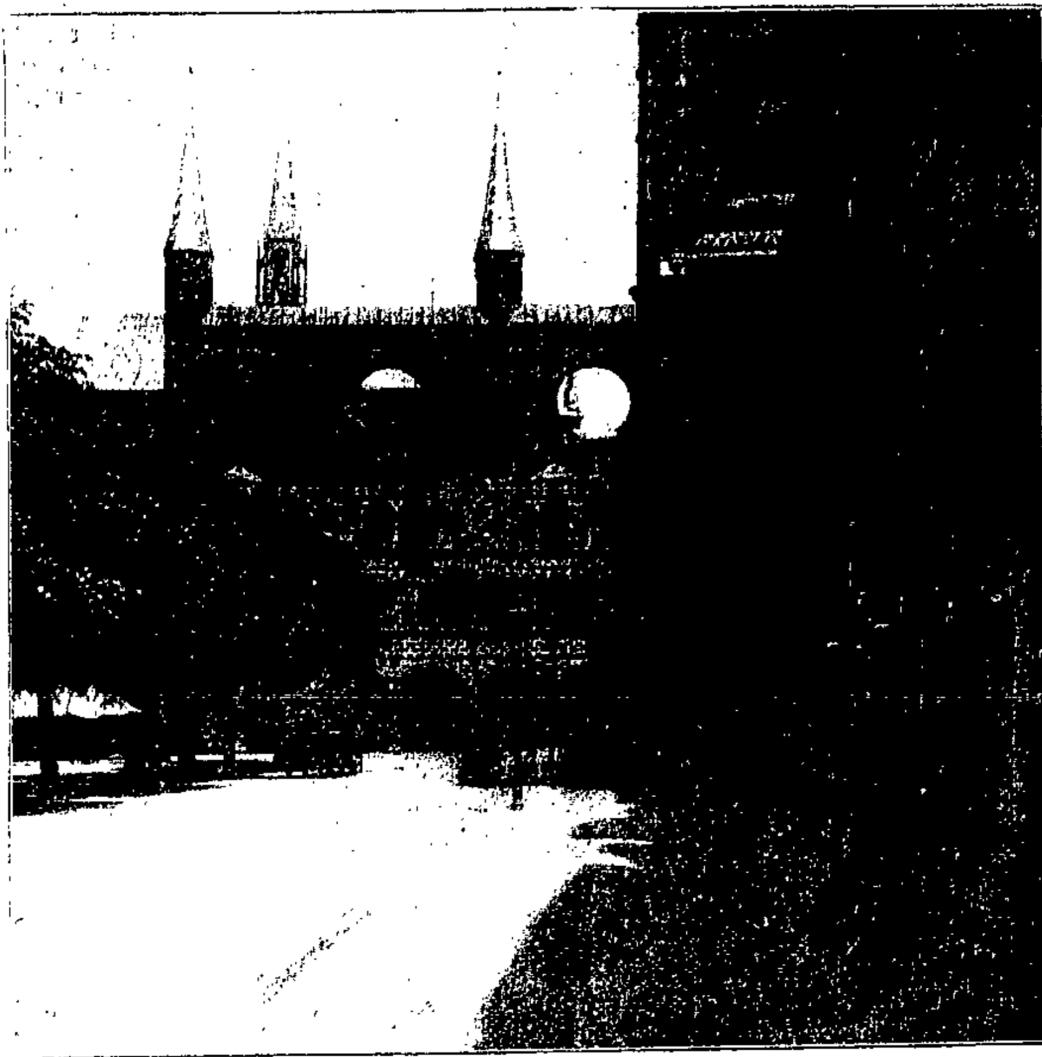
„Sie glauben . . . ?“ stottert Frau Noack.

„Dawohl! Ich glaube, daß von dem kraitstrogenden, lebensprühenden Birschen da droben ein Funke auf Ihr Fräulein Tochter übergesprungen ist und ihre mattbrennende Lebensflamme neu angefacht hat. Und wunderbar geschickt hat er operiert, um unsere Kranke wieder zur Teilnahme am Leben zu erwecken. Vermutlich haben dabei noch Dinge mitgespielt und ihn unterstützt, die sich meiner Kenntnis entziehen. Sicher scheint mir nur das eine zu sein, daß zwischen dem jungen Manne und Ihrem Fräulein Tochter bereits früher Beziehungen irgendwelcher Art bestanden haben.“

Frau Noack starrt den Doktor einen Augenblick betroffen an, dann sagt sie mit abweisender Kälte im Tone: „Das ist absolut ausgeschlossen, Herr Doktor!“

„Und doch ist es so!“ beharrt der Doktor, „oder meine Erfahrung und Menschenkenntnis müßte trügen. Als wir den Hofmann des Kantorhauses betreten, da hat Herr Berg Ihr Fräulein Tochter mit einem Blick empfangen, den ich mir zunächst nicht zu erklären vermochte, den ich mir aber heute dahin übersehe: Du liebes Kind, so muß ich Dich wiedersehen! Noch mehr hat mich aber das Verhalten unserer

Kranken selbst überzeugt. Durch den seltsamen Vorgang, der uns alle überraschte, wurde sie etwas aus ihrer Apathie aufgerüttelt. Und während Herr Berg die Hirschkuh liebte und mit ihr schwachte, muß ihr an dem jungen Manne etwas bekannt vorgekommen sein. Ich sah deutlich, wie Leben in ihr Gesicht kam, die Augen Ausdruck gewannen und sich forschend auf Berg richteten. Dann schloß sie die Augen, und man konnte an der in Falten gezogenen Stirn wie



Lübecker Rathaus.

fernerhin nichts tun. Sie müssen mit ihr dauernd in Tannengrün Wohnung nehmen.“

„Sie meinen, Herr Doktor, daß sie gerade in Tannengrün gesund werden wird?“

„Das hoffe ich allerdings ganz bestimmt. Nur müssen Sie freilich weiterhin noch mit einer anderen Möglichkeit rechnen, nämlich mit der, in Tannengrün Ihre Tochter zu verlieren. Mißverstehen Sie mich nicht!“ setzt Doktor Bauer schnell hinzu, als er wahrnimmt, daß Frau Noack

an dem ganzen Ausdruck des Gesichtes unschwer erkennen, daß sie ihre Erinnerung nach einem bestimmten Etwas durchwühlte. Und sie mußte es rasch gefunden haben, denn sie öffnete bald wieder die Augen, warf nochmals einen prüfenden Blick auf Berg und nickte leicht mit dem Kopfe. Dabei spielte — das erste Mal, daß ich eine solche Regung an ihr wahrnahm — ein leichtes Lächeln um ihre Mundwinkel.“

„Von alledem habe ich nichts bemerkt,“ sagt, überrascht von dem Gehörten, Frau Noack.

„Sie können sich aber auf meine Beobachtungen unbedingt verlassen, Frau Noack. Und noch mehr: Was Herr Berg seiner Hirschkuh vorfiedelte, das war unzweifelhaft an eine andere Adresse gerichtet. Nun verstehe ich freilich von Musik gar nichts, und meine Frau behauptet deshalb auch immer, ich sei ein halber Barbar. Ich kann nur unterscheiden, ob eine Musik angenehm oder häßlich klingt. Und da muß ich allerdings sagen, daß das Spiel des jungen Mannes nicht übel war. Er muß damit aber viel mehr zum Ausdruck gebracht, und unsere Kranke muß viel, sehr viel davon verstanden haben. Sie schloß vom ersten bis zum letzten Geigenton die Augen, aber sie war mit ganzer Seele bei dem Spiel. Und als es vom Traurigen in das Fröhliche umschlug, röteten sich ihre Wangen und ihr Atem geht schnell. Als sie dann, nachdem Berg mit seinem Spiel aufgehört, stürmisch das junge Tier auf ihrem Schoß liebte und zärtlich küßte, da sagte ich mir: Heureka! Jetzt ist gewonnenes Spiel!“

„Und Sie sind Ihrer Wahrnehmungen sicher, Herr Doktor?“

„Ganz sicher! Wir Aerzte sind an schärfste Beobachtungen gewöhnt. Wir müssen sie üben, wenn wir, und zumal bei seelischen Erkrankungen, zu einigermaßen zutreffenden Diagnosen kommen wollen. Noch eins: Die Kranke darf selbstverständlich von alledem nichts hören. Aus ihrem Dämmerzustand ist sie zwar erweckt, sie befindet sich aber noch in einem Uebergangsstadium zum normalen Sein, in dem ein unbedachtes Wort schweren Schaden anrichten kann. Was jetzt in ihr feimt und spricht, ist ein zartes Pflänzlein, das keine Zugluft verträgt, Zeit zur Entwicklung braucht, dann aber wahrscheinlich zu einem Baum werden wird, der den wildesten Lebensstürmen trotzt.“

Frau Noack sieht eine Weile nachdenklich vor sich hin, dann sagt sie: „Die Ausführung Ihres Vorschlages begegnet doch großen Schwierigkeiten, Herr Doktor. Einmal hat mir mein Mann jeden Verkehr mit der Frau Hildebrand unterzagt. Und dann kann ich mich doch auch mit meiner Tochter nicht auf unbestimmte Zeit im Forsthaus einlogieren.“

„Was das erstere anbelangt, so können Sie das ruhig mir überlassen. Ich werde die Maßnahme Ihrem Herrn Gemahl gegenüber mit meiner ärztlichen Autorität decken. Und er wird sich fügen müssen, und das Schicksal seines einzigen Kindes nicht einer Marotte halber auf das Spiel setzen. Und den Hildebrands, die das große Forsthaus ganz allein bewohnen, kann etwas Gesellschaft nur angenehm sein. Die beiden Leute waren übrigens gestern abend recht vergnügt. Sollten sie günstige Nachrichten von ihrem Sohn erhalten haben?“

Frau Noack nickt eifrig mit dem Kopfe. „Ja, er hat, wie mir Frau Hildebrand mitteilte, sein Berpredigen, in Amerika ein neues Leben zu beginnen, bisher gehalten. Er soll mit eisernem Fleiße arbeiten und sich schon eine gute Stellung errungen haben. Darüber sind die Hildebrands so glücklich. Sie müssen sich aber, nach den Mitteilungen, die mir Frau Hildebrand im Vertrauen gemacht hat, noch auf Jahre hinaus Einschränkungen auferlegen, um die Schulden abzutragen, die der junge Mann in seinem Leichtsinne gemacht hat. Und weil ich weiß, daß die Hildebrands materielle Sorgen

haben, kann ich unmöglich ihre Gastfreundschaft fernerhin in Anspruch nehmen.“

„Das ändert freilich in etwas die Sache, braucht aber kein Hindernis für die Ueberlieferung zu sein,“ erwidert der Doktor nach kurzer Ueberlegung. „Ich werde mit dem Oberförster die Angelegenheit ordnen. Für heute genügt es ja auch, wenn Sie Ihrem Fräulein Tochter nur ankündigen, daß Sie nach Tannengrün zurückkehren. Das gibt Freude, passen Sie auf!“

„Sie haben mich durch Ihre Mitteilungen zu großem Danke verpflichtet, Herr Doktor. Nun stehe ich wenigstens nicht mehr vor rätselhaften, mir unbegreiflichen Erscheinungen, und kann mir ein Bild über die Vorgänge in der Seele meiner Tochter machen, die ihr wahrscheinlich selbst noch nicht klar zum Bewußtsein gekommen sind.“

Als Frau Noack auf ihr Zimmer zurückkommt, liegt Dora noch immer in süßem Schlummer. Mit tiefer Mühsung betrachtet sie die von einem sanften, glücklichen Lächeln verklärten Züge ihres Kindes, und aus tiefster Mutterbrust steigt der heiße Wunsch auf an das ehernen Schicksal: Lasse mein Kind nun wirklich glücklich werden!“

Leise will sich Frau Noack zurückziehen, doch im gleichen Augenblick erwacht die Schläferin und springt auf die Füße. „Mama, ich glaube, ich habe wahrhaftig am hellen, lichten Tage geschlafen.“

„Wohl, mein Herz, und gut geschlummert hast Du. Inzwischen habe ich mit Doktor Bauer gesprochen. Er meint, die Luft in Tannengrün läge Dir besser zu. Wir sollen längeren Aufenthalt dort nehmen. Bist Du damit einverstanden?“

„Ja! Mama, ja!“ ruft Dora, freudig ihre Mama umarmend. „Ich will fort aus dem Krankenhaus! Ganz fort! In Tannengrün fühle ich mich viel wohler. Wir machen jeden Tag einen Spaziergang in den Wald, und Pate Oberförster muß mir eine Ecke in ihrem Garten anweisen, die grabe ich um und pflanze Blumen. Du sollst Dich wundern, wie ich gärtner werden.“

9.

Schon am folgenden Tage siedeln die Damen Noack wieder nach Tannengrün über, um dort für längere Zeit zu bleiben.

Dora macht sich alsbald eifrig an die Ausführung ihres Planes: Die Herstellung eines kleinen Blumengartens. Unter den Birken hat sie sich selbst ein sonniges Plätzchen dazu ausgewählt. Mit einem langen Stabe zeichnet sie sich auf dem Boden die Beete auf, die sie anlegen will. Sie ist so vertieft in ihre Arbeit, daß sie das Nahen eines Herrn in langem, schwarzen Gehrock nicht eher bemerkt, bis er mit dem Hüte in der Hand vor ihr steht. „Guten Tag, Fräulein Noack! Wie freue ich mich, Sie wiederzusehen!“

„Herr Pfarrer Pauli!“ ruft Dora ganz erstaunt. „Sie hätte ich hier nicht vermutet. Seit wann sind Sie im Gebirge?“ Freundlich reicht sie dem jungen Pastor die Hand zum Gruße.

„Ziemlich zwei Jahre sind es schon her, daß mir die hiesige Pfarrstelle anvertraut wurde.“

„Und wie geht es Ihnen? Gefällt es Ihnen in Tannengrün?“

„Es ist harte Arbeit im Weinberge des Herrn, die hier geleistet werden muß. Aber im Vertrauen auf unseren Herrn und Heiland habe ich sie übernommen. Gesellschaftlicher Verkehr ist natürlich wenig vorhanden. Ich zehre da lediglich an den Erinnerungen aus der schönen Zeit, in der ich Gast in dem Hause Ihres Herrn Waters war, und das Glück hatte, Sie öfters zu sehen.“

„Sie haben in der Zwischenzeit an mich gedacht, Herr Pauli?“

„Täglich, stündlich habe ich Ihrer gedacht, mein hochverehrtes Fräulein. Und nicht nur

gedacht habe ich an Sie, nein, auch in mein tägliches Gebet habe ich Sie eingeschlossen. Angefleht habe ich den Herrn des Himmels und der Erden, daß er Ihnen beistehen, Ihnen Ihr Los erleichtern und schließlich alles noch zum Guten wenden möge. Und ich bin so glücklich, daß Gott mein Gebet erhört, daß er seine unermessliche Gnade an Ihnen neu bewährt, Ihnen die Gesundheit wiedergegeben hat. — Was müssen Sie in diesen Jahren gelitten haben!“

„Ja, es war eine schwere Zeit!“ antwortet Dora ernst und einfach.

„Haben Sie deshalb nicht mit unseren himmlischen Vater, liebes Fräulein, denn wer kann die Wege der Vorsehung ergründen? Wer kann die Wege der Barmherzigkeit ergründen? Wer kann ermessen, ob Sie durch die Hand Gottes nicht vor noch Schlimmerem bewahrt wurden? Vielleicht hat er Ihnen mit einer Prüfung auferlegen wollen. Vielleicht liegt es in seinem Plan, daß Sie noch zu einem besseren, reineren Glück gelangen sollen, als Ihnen in der ersten Verbindung je geblüht hätte. Nicht draußen in der großen, glänzenden Welt, sondern im kleineren, bescheidenen Kreise. O, vielleicht ist Ihnen dieses große Glück, das nur die treue, tiefe Liebe gewähren kann, näher als Sie selbst glauben, mein hochverehrtes Fräulein.“

In die Wangen Doras steigt bei den letzten Worten des Pastors ein tiefes Rot. Entzückt hat er sein Auge auf ihrem glühenden Gesicht. Wie schade, daß gerade jetzt vom Forsthaus her zwei Frauen kommen. Es ist die Frau Oberförster und Frau Noack, die sich überzeugen wollen, wie weit die Gartenbaupläne ihres Vorgesetzten bereits gediehen sind. Da muß der Herr Prediger sein Gespräch mit dem jungen Mädchen, das er gern weitergeführt hätte, schon abbrechen. Höflich begrüßt er die beiden Damen, ganz besonders devot die Frau Noack, die ebenfalls sehr erstaunt ist, hier Herrn Pauli zu beggennen.

„Das trifft sich gut, verehrte Frau Oberförster, daß Sie zu Hause sind,“ beginnt Pauli die Unterhaltung. „Ich habe ein kleines Anliegen. Ich möchte Sie herzlich bitten, mit Ihrem Herrn Gemahl an der Gemeindeversammlung teilzunehmen, die ich kommenden Sonntag veranstalten will, und zu der ich mir heute schon erlaube, Ihnen eine Einladung zu überreichen.“

Frau Oberförster nimmt den ihr von Pauli gereichten Zettel entgegen und liest seinen Inhalt mit lauter Stimme vor: Sonntagnachmittag drei Uhr, Gemeindeversammlung am Denkmalsstein. Tagesordnung: 1. Wacht an, ruft uns die Stimme! Choral, geblasen vom Posauenchor des Notebacher evangelischen Männervereins. 2. Ansprache des Herrn Diakonus Nietmüller über Innere Mission. 3. Ansprache über Gemeindeangelegenheiten. 4. Mein Gott in der Höh sei Ehr! Choral, geblasen vom dem unter uns genannten Posauenchor. Alle Gemeindeglieder, Männer wie Frauen, Jünglinge wie Jungfrauen, sind freundlichst zu dieser Versammlung eingeladen.“

„Diese Einladung wollen Sie ergehen lassen, Herr Pauli?“

„Zunächst, Frau Oberförster. Außer meinem Namen wird sie auch noch den des Herrn Gemeindevorstehers tragen, und morgen soll sie durch Schulkinder in allen Häusern verteilt werden.“

„Werden solche Versammlungen hier öfter abgehalten?“ fragt Frau Noack.

„Nein, verehrte Frau Noack. Es ist eine erste Probe. Meine Stellung in der Gemeinde ist nämlich noch eine ziemlich schwierige. Die früheren Seelsorger haben — Gott sei es geklagt! — übergroße Duldung geübt, und die Dinge gehen lassen wie sie eben gingen. Dadurch sind die sittlichen Verhältnisse in der Gemeinde sehr traurige geworden. Um Wandel zu schaffen, habe ich zunächst einen Verein der

Gausväter und Gausmütter gegründet, aber es sind nur wenige Gemeindeglieder beigetreten. Die große Mehrheit in der Gemeinde setzt meinen Bestrebungen, der sittlichen Verwahrlosung zu steuern, passiven Widerstand entgegen. Der Kirchenbesuch ist ein schlechter. Zumal die jungen Männer, die außerhalb arbeiten, kommen das ganze Jahr kaum einmal in die Kirche.“

„Deshalb wollen Sie es nun mit Versammlungen versuchen?“

„Natürlich! Ich rechne darauf, daß die Neugierde die Leute zu der Veranstaltung führen und mir damit Gelegenheit gegeben sein wird, ihnen einmal ordentlich ins Gewissen zu reden. Das soll bei Punkt drei der Tagesordnung geschehen, den ich absichtlich so unbestimmt gefaßt habe, damit niemand Verdacht schöpft. Bestimmend für die Wahl des Zeitpunktes war der Umstand, daß am kommenden Sonntag der evangelische Männerverein aus Notebach einen Ausflug nach Tannengrün macht, an dem sich auch Herr Diakonius Mietmüller beteiligt. Der letztere, wie auch die Vereinsleitung, haben im Interesse der guten Sache sofort ihre Mitwirkung bei der Veranstaltung zugesagt. Damit aber die Versammlung möglichst ihren Zweck erfüllt und recht eindrucksvoll wirkt, liegt mir natürlich daran, daß auch die angesehensten Gemeindeglieder an ihr teilnehmen.“

„Natürlich, Herr Prediger, den Gefallen wollen wir Ihnen tun,“ sagt die Frau Oberförster. „Wir werden uns beteiligen. Vielleicht schließt sich auch meine Freundin mit Ihrer Tochter an.“

„Vielen Dank für die freundliche Zusage! Adieu, meine Damen!“

„Adieu, Herr Prediger!“

„Danach scheint es ja in moralischer Beziehung um die hiesige Bevölkerung nicht gut zu stehen,“ meint Frau Noack, als der Pastor außer Hörweite ist.

„Ach, weißt Du, Liebe, das darf man nicht so tragisch nehmen,“ antwortet Frau Hildebrand leichtglin. „Die Theologen haben eben ihre besonderen Ansichten, und sie sehen die Welt immer als verderbt an. Ich kann sie nicht leiden, denn ich habe noch keinen gefunden, der in der Frauenfrage auf unserer Seite steht, und uns Frauen die Rechte zubilligt, die wir beanspruchen können. Alle halten sie es mit dem alten, abscheulichen Grundsatz: Der Mann soll Dein Herr sein! Ich bin mit den Leuten hier noch immer gut ausgekommen, und ich habe auch nichts von besonderer Schlechtigkeit an ihnen bemerkt.“

Pfarrer Pauli hat sich nicht verrechnet. Die ungewöhnliche, noch nie dagewesene Veranstaltung bringt am Sonntagnachmittag die ganze erwachsene Bevölkerung von Tannengrün auf die Beine. Von allen Seiten strömt es nach dem Denkmalstein. Dieser liegt auf einer kleinen Anhöhe hinter dem Gasthose, am Fuße einer gerade aufsteigenden Felswand. Er hat die Gestalt eines riesengroßen Tisches, auf dem seitlich einige Stufen hinaufführen. Einem durchreisenden Landswater hatte man einstmals hier einen Imbiß verabfolgt, und dieses weltgeschichtliche Ereignis war durch eine Inschrift auf der Vorderseite des Steines verewigt worden.

Der große halbkreisförmige Platz vor dem Stein war mit hochgewachsenen Tannen umsäumt, und weil er schön lag, wurde er vielfach von Ausflüglern aus der Stadt aufgesucht. Der Gastwirt hatte sich als guter Geschäftsmann diesen Umstand zunutze gemacht; vom Forstfiskus das Recht des Bierauschankes am Denkmalstein erworben und den ganzen Platz mit rohen Tischen und Bänken versehen.

Heute war dem Wirte allerdings der Bierauschank streng unterjagt worden. Trotzdem hatte er Bänke und Tische säubern lassen, weil er annahm, daß nach Schluß der Veranstaltung sich doch viele Teilnehmer zu einem Trunke bei ihm einfinden würden.

Wald ist der ganze Platz besetzt. Die Notebacher sitzen geschlossen auf der rechten Seite. Zu ihnen hat sich Pfarrer Pauli mit seinen wenigen Getreuen gesetzt, die von den nach hunderten zählenden übrigen Einheimischen sichtlich gemieden werden.

Aus Waldesfrieden, das im Sommer in einem besonderen Umbau eine Anzahl Pensionäre beherbergt, die lediglich einige Wochen in der reinen Gebirgsluft verbringen wollen, ist Doktor Bauer mit einigen Tugend Herren und Damen gekommen. Diese Gesellschaft sichtet mit ihrer eleganten Kleidung, den gutgenährten, wohlhabigen Gestalten ungeheuer ab von der einheimischen Bevölkerung, die durchweg den Eindruck der Armut, der Verkümmernng, des Gedrücktheits macht.

Eine besondere Erscheinung unter den Einheimischen bildet eine Gruppe junger Männer, die ebenfalls in geschlossener Reihe sitzt, und unmittelbar vor dem Stein Platz genommen hat. Alles hagere, sehnige Gestalten mit fahlgelben Gesichtern. Nicht einer ist unter ihnen, der nicht Brandwunden oder große Brandmale an den Händen oder im Gesichte trägt. Das sind die jungen Männer, die drunten in der Amalienhütte arbeiten, und nur alle vierzehn Tage auf wenige Stunden nach Tannengrün zu den Ährigen kommen.

Auch der Oberförster hat sich mit seiner Frau und den Damen Noack frühzeitig eingefunden.

(Fortsetzung folgt.)

In meiner Kammer.

Die Not in meine düstre Kammer schleicht —
Sich ihren Schatten an den grauen Wänden — —
Mir ist, als ob mit klebrig feuchten Händen
Sie langsam meine hohlen Wangen streicht.

Zum Kusse sie die weichen Lippen reißt
Und raunt, daß, wenn sich unsre Lippen fänden,
Dann käm zu uns der Haß mit roten Bränden,
Vor deren Flammen die Verzweiflung weicht. . .

Ich schau're — und beim trübem Flackerlicht
Will ich der Not ins harte Antlitz starren — —
Da hör ich Schreie — wie vom Hochgericht — —

Ich seh ein kopflos Weib auf einem Karren —
Ihr blutig Haupt im Schmutz — — und plötzlich bricht
Ein Wahnsinnslachen los von tausend Narren. —
Heinrich Heine.

Anfänge der Kunst.

Von Ernst Schur.

Im Anfang war die Natur. Wann aber entstand die Kunst? — Diese Frage ist schwierig zu beantworten. Früher zerbrach man sich die Köpfe darüber. Wir aber fassen die Geschichte anders auf: als Entwicklung. Nie und nirgends ist die Kunst plötzlich in Erscheinung getreten. Sie ist geworden, geworden wie Welt und Kultur und alles Geschehen. Sie hat sich aus Uraufängen, aus schwachen Regungen gewandelt und entwickelt, um schließlich zu dem zu werden, was jetzt vor uns steht.

Und wie stehen Natur und Kunst zueinander?

Der Mensch ist ein Teil der Natur, und also bleibt seine Schöpfung in ihr. Aber von dieser Natur im großen Sinn sondert sich eine andere ab, die das Primitive darstellt. Innerhalb dieses Primitiven entwickelt sich der Mensch, und seine Schöpfungen sind primitiv. Aber er entwächst diesem Umkreis, und immer mehr verfeinert sich sein Bewußtsein. Er stellt sich der Natur gegenüber, seine Erkenntnis klärt sich. Er errichtet das Gebäude der Kultur. Nun

bildet sich von Zeit zu Zeit, von Volk zu Volk eine Kette von Beziehungen. In diesem Sinne wird Kultur der Gegeninn des Primitiven, und die Kunst tritt als Kulturschöpferin in Gegensatz zur Natur.

Man hat es früher meist vorgezogen, über die Anfänge der Kunst zu philosophieren, statt die Vergangenheit auch hier zu befragen; man stellte eine Theorie des Schönen auf, da das Material das über die Kultur der vorgeschichtlichen Völker unterrichten konnte, fehlte. Man ging dabei naiverweise von einem Volk aus, in dem sich nach damaliger Auffassung die Kunst ausschließlich zu verkörpern schien. Einmal war es Griechenland, dann Italien; jetzt endlich geht man noch weiter zurück, zum Orient, der immer noch als die Wiege der Kultur zu gelten hat und dessen Beziehungen zum Abendland weiter zurückreichen, als man ahnt.

Nun ist uns aber von anderer Seite her Hilfe gekommen. Der Orient zeigt uns jahrtausendalte Kulturen; er blendet uns durch seinen Reichtum; aber er führt uns nur in immer dichtere Verwirrungen, und jedenfalls gibt er uns über den Beginn der Kunst keine Aufklärung.

Das aber reizt uns gerade. Wir, die wir uns nicht mehr an Theorien und Schlüssen genügen lassen, die über kurz oder lang sich als falsch erweisen, möchten uns vom Material selbst, von den Tatsachen belehren lassen. Eigentlich ist uns ja in jedem Kinde das Problem von der Entstehung der Kunst gegeben. Die naiven Kribeleien des Kindes wiederholen die Ausdrucksart jüngrer vergangener Epochen, nach dem Grundgesetz der Entwicklung, wonach der einzelne die Entwicklungsstadien des Ganzen in sich wiederholt. Hier also war ein Anhalt gegeben, den man aber nicht benützte, da man diese Dinge nicht als ernsthaft genug ansah. Heutzutage denkt man anders darüber, nachdem man in der Tat feststellen kann, daß in der teilweise ungeschickten, teilweise naiv künstlerischen Art, mit dem das Kind Menschen und Tiere wiedergibt, dieselben Züge zu beobachten sind, die man bei dem Menschen der vorgeschichtlichen Zeit findet.

Denn das ist nun das Wichtige, daß wir neuerdings durch Ausgrabungen in den Besitz eines reichen Materials prähistorischer Funde gekommen sind, die uns einen Einblick in das erste Entstehen der Kunst gestatten.

So wurde aus der philosophisch-ästhetischen Theorie, die wir anfangs erwähnten, die historische Erkenntnis, und beide können sich nun verbinden, um das psychologische Problem, das in der Kunst überhaupt gegeben ist, das nicht nur in jedem Künstler neu erwacht, sondern verborgen in jeder Menschenseele ruht und irgendwie wirksam wird, zu erklären oder mindestens aufzuhellen.

Die Größe dieses Problems stellt sich uns vor Augen, wenn wir Anfang und Ende des Weges der Entwicklung, die uns so lang erscheint und die doch in Wahrheit so kurz ist, in Betracht ziehen. Wenn wir etwa die Kunst der Gegenwart nehmen und dann bedenken, daß diese Betätigungen schließlich auf denselben Trieben beruhen, die dem Tier in der Natur eigen sind. Nur hat sich hier alles verfeinert, vermannigfaltigt, alles ist komplizierter geworden, hängt mehr von sich und allen den tausend Bedingungen des Milieus ab, als daß es noch direkte Verbindung mit dem Ursprung hat.

Das Tier hat keine Baukunst, sein Schmuckempfinden, seine Farbewahl. Die Bauten der Bienen und Ameisen zeigen Intellekt und Anpassung. Gewisse Tiere putzen sich und spreizen sich und haben sinnfällig die Wirkung ihrer Erscheinung im Auge.

Hier sind die ersten unbewußten Regungen zu beobachten. Wenn man das alles bedenkt,

hat man das Empfinden, als reiche die Natur mit unsichtbaren Händen in die Welt des Bewußtseins noch hinein.

Mit dem Menschen beginnt die Welt des Bewußten, und seine Kunst ist erst im eigentlichen Sinne Kunst.

Dreilich gibt es auch hier Unterschiede. Es gibt eigentlich Stufen, die vom Tier aufwärts zum Kulturmenschen führen. Eine ganze Reihe von Kulturvölkern steht dem ganz Primitiven, das sich noch keiner Klärung bewußt geworden ist, nahe; andere haben sich in Uebergängen bis zu einer schon dämmernden Kultur hinentwickelt, und Völker, wie die Malaien, die altamerikanischen Kreise haben schon eine Stufe der Gesittung und Ausbildung erreicht, die als Kultur zu bezeichnen ist und auch darin diese Annahme bestätigt, daß hier die Ausstrahlungen des Orients lange gewirkt haben. Natur und Kultur stehen hier noch beisammen.

Diese Erwägung gibt uns auch den Fingerzeig: wie die Geschichte der Kunst zu betrachten sei. Die Geschichte der Kunst ist keine lückenlose Aufeinanderfolge; es gibt nicht ein Volk an das andere seine Errungenschaften weiter. Die Geschichte zeigt, wie überall ein Nebeneinander besteht. In jedem Land wächst die ihm eigene und bedingte Kunst; bedingt durch Klima, Masse, Technik, Wirtschaftsverfassung. Wir können dabei Nebereinstimmungen beobachten, so daß wir Gesetzen der psychologischen Entwicklung auf die Spur kommen. Indem wir etwa sagen: auf diesem Standpunkte der Kultur verfällt ein Volk auf diese Kunst; in einem anderen Stadium wendet es sich regelmäßig diesen Problemen zu. Dazu kommen dann die Bedingungen von Land, Klima, Anlage, Verkehr. Und zu guter Letzt, je mehr wir an die Gegenwart herandrücken, kommen die Einflüsse und Uebertragungen von Land zu Land, so daß schließlich verwirrend ein Netz von Beziehungen sich breitet, aus dem nur die Auffassung einer umfassenden, alles umspannenden Kulturgemeinschaft rettet.

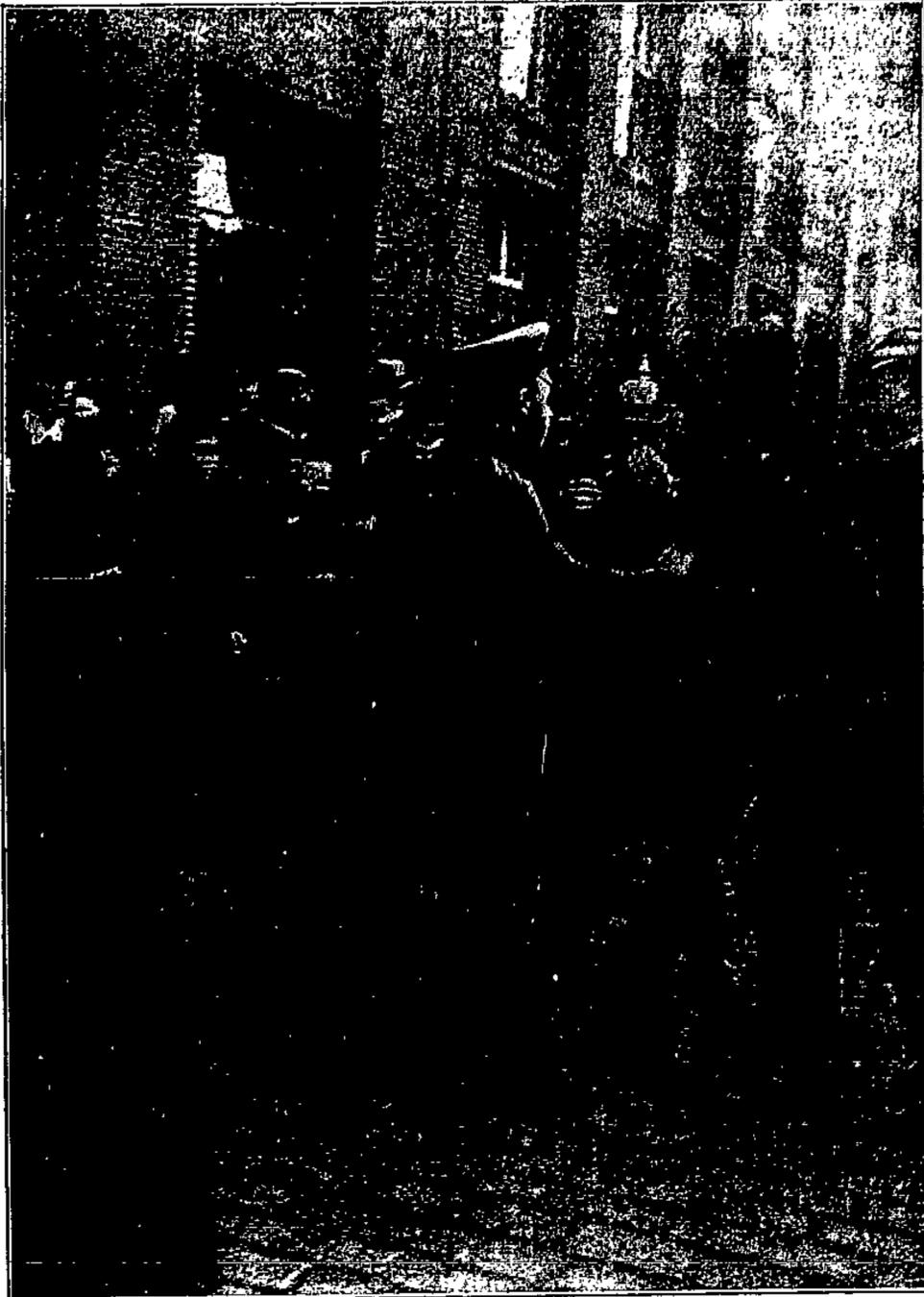
Jedes Volk hat schließlich seine Kunst. Der kritisch sondernde Intellekt erkennt aber Höhepunkte; und so hebt er aus dem Wirrwarr das Bedeutende hervor. Besondere Zeiten haben ihre Kunst reiner, vollendeter ausgeprägt, und dadurch erscheinen sie als Vorbilder. An ihnen er-

kennt der Geist eine Entwicklung des Ganzen; denn wie unter den Menschen die Anlagen verschieden sind, so gibt es auch verschiedenartige Völker, und manchem liegt die Kunst fern, während andere sich ganz darin aufzehren.

Um so eigener wirkt es, wenn wir von diesen Höhepunkten zurückblicken auf die Anfänge, die sich vielleicht in Dämmerung verlieren. Aber wir spüren daran doch das Wirken einer einheitlichen Kraft, und die Erkenntnis eines großen Zusammenhangs dämmert uns auf.

Der Mensch der Urzeit, der jagt und fischt, in Höhlen wohnt, der nur Geräte aus Knochen und Stein kennt, dem noch die Kenntnis der Metalle fehlt, hat sich, um sich und seine Geräte zu schmücken, dennoch schon der Kunst bedient. Natürlich ist das nicht Kunst in unserem Kultur-sinn, bewußte, von aller Notdurft befreite reine

Schöpfung; diese Kunst ist erst in langen Entwicklungen geworden. Mühsame Bearbeitung gestattet kaum mehr als rohe Formung; aber wir bemerken den Trieb, und es ist besonders reizvoll, diese ersten Regungen zu beobachten, die das Kind in seinen primitiven Zeichnungen wiederholt, die übereinstimmen mit den Versuchen der jetzt lebenden Naturvölker, so daß wir hier einer geschlossenen Erscheinung gegenüberstehen, die uns Kunde von dem ersten Werden der Kunst gibt. Das ist das Wichtige dieser Entdeckungen, die erst jetzt ausgebeutet werden. Das Material hierzu finden wir nicht in den Galerien, nicht in den Kunstgewerbemuseen, sondern in den Sammlungen der Völkerkunde, die für uns, die wir den Begriff Kunst weiter zu fassen beginnen, an besonderem Interesse gewinnen.



Ein angeblicher Steinwerfer wird verhaftet.

Die Zeit, in der wir uns befinden, mag etwa zehntausend Jahre hinter unserer Zeitrechnung zurückliegen. Sie kannte nur den Stein zur Verfertigung von Geräten. Diese Steinzeit gliedert sich wieder nun in die ältere und in die jüngere Steinzeit, je nachdem die Geräte nur roh zugehauen oder geglättet, poliert werden.

Es haben sich aus dieser Periode sogar Tierzeichnungen auf Horn und Stein gefunden. Der Mensch der Urzeit beobachtet als Jäger vornehmlich die Tiere; sie reizen ihn zur Darstellung. Das Mammuth, das Renntier kennt diese Zeit. Demzufolge sehen wir Tiere auf den Bildern, gejagt oder in Ruhe grasend. Die Darstellungen sind entweder plastisch aus Geweih, Knochen, gerundet oder auf Gebrauchsgegenstände eingerichtet. Man hat solche Funde überall gemacht, in Frankreich, in der Schweiz, in Oesterreich und England, verhältnismäßig am

seltensten in Deutschland; namentlich die Funde in Frankreich zeigen in Haltung und Bewegung der Tiere oft eine überraschende Sicherheit, ja einen Rhythmus in der Gliederung des Körpers, der sehr gut den Ausdruck des Tierhaften wiedergibt. Die Natürlichkeit verblüfft; man denkt an die naiven Versuche eines Kindes, die trotz allen Unglücks manchmal durch das instinktive Erfassen des Wesentlichen überrascht.

Nach den Mitteilungen der Forscher (Piette, Goernes) ist folgendes als Resultat anzunehmen: Die Mundplastik tritt zuerst auf; dann kommt die Nitztechnik, die zuweilen regelrechte Reliefs schafft. Menschen werden eher noch als Tiere dargestellt. Die Tiere treten wiederum eher auf als das geometrische Ornament. Die Pflanze fehlt ganz. Das erscheint erklärlich, denn die Natur wird in ihren kleinen Erscheinungen als selbstverständlich hingenommen; ihre Beachtung würde schon sorgames Einfühlen erfordern; aus dem Naturganzen tritt das Tier als das wichtigste heraus.

In der Menschendarstellung tritt wiederum das Weib zuerst auf; viel später erscheint der männliche Körper. Kleine plastische Nachbildungen zeigen schon ein wenig Verständnis für das Verhältnis der Glieder. Das Tier wird zumeist in plastischer Bildung als Dolchgriff benutzt. Die Darstellung des Körperlichen im Relief bleibt immer streng in der Profilstellung, und die mannigfachen Ueberschneidungen der Glieder, die die Bewegung ausdrücken sollen, sind oft überraschend kühn, wenn auch primitiv.

Es ist sogar möglich, in diesen Funden schon verschiedene Volksanlagen herauszuerkennen. Die Motive sind wechselnd behandelt, phantastisch, dann realistisch, frei oder derb.

Zuletzt erscheint die lineare Verzierung. Rosetten, Rauten, Knöpfe, Wellen, Kreise, ja Spiralen, die dem Gerät einen feinen Schmuck geben. Auch die Formbehandlung im Schmuck ist bemerkenswert. Der Stein wird blattartig behandelt, oder es werden aus Zähnen, Muscheln, Steinchen Ketten hergestellt.

So begegnen wir schon in dieser Urzeit einer gewissen Naturwahrheit in der Nachbildung, einem Stilgefühl in der Verzierung.

Die jüngere Steinzeit (etwa 7000 bis 2000 Jahre vor unserer Zeitrechnung) ist gekennzeichnet durch folgende Bereicherungen: Tongefäße treten auf; der Ackerbau wird betrieben; der Hund begleitet den Menschen.

Die Geräte werden geglättet, blank poliert. Die Gedrungtheit der kompakten Form macht sich durch diese Behandlung geltend. Andererseits werden die Waffen schärfer, spitzer gestaltet. Im Schmuck tritt Bernstein auf.

Eigenartig betätigt sich in dieser Zeit schon der Baubetrieb. Der Mensch schafft sich Siedelungen. Pfahlbauten treten auf, Holzbau vom Ufer führt ein Steg über das Wasser. Das Wasser wird darum gewählt, weil es Schutz vor Tieren gewährt, weil es andererseits Gelegenheit zum Fischen bietet.

Gleichzeitig beginnt der Totenkult. Die Grabstätten jener Lage sind die Hügelgräber; hier also schon primitive Anfänge des Steinbaues.



Die Veritonen haben blank gezogen; zwischen ihnen ein Streikbrecher.



Ein von Schutzleuten eskortierter Kohlenwagen.

Die Tonfiguren (die weibliche Gestalt herrscht vor) zeigen durchweg Uebertreibungen in einzelnen Gliedern. Das weiche Material wird noch nicht zu behandeln verstanden. Unverhältnismäßig kleine Köpfe, breite Hüften,

rät wird aus freier Hand gefertigt, über offenem Feuer gebrannt. Die Form gewinnt dadurch etwas Einfach-Großzügiges; sie ist oft breit ausladend. Die Verzierung ist ornamental, in geometrischen Linienmustern ge-

Verzierung. Einzelne Felder werden ausgespart; Linien füllen sie aus. Auffallend ist in dieser Zeit die *Vandornamentik*; Wänder ziehen sich breit um die Fläche; rechtwinklig gebrochene Linien bilden ein Ornament, das dem



Verhaftung eines Streikpostens.



Schutzleute bringen die ausgespannten Pferde eines Kohlenwagens in Sicherheit.

lange Oberschenkel. So sehen diese Figuren halb wie Götzenidole aus, von denen sie schon eine Ahnung geben.

Wichtiger sind die Tongefäße. Die Töpferscheibe war noch unbekannt. Das Ge-

halten: Dreiecke, Wänder, Linien. Zuweilen werden schon Hentel, ein- und zweiseitig angefügt. Mit dem Finger werden die Ornamente eingetupft, mit dem Nagel eingerigt. Ja, man nimmt Schüre und bildet durch den Abdruck

griechischen Mäander ähnelt. Die Spirale, die sonst erst bei den Ägyptern aufzutreten schien, findet sich auch schon.

Von der zeichnerischen Fähigkeit legen in Frankreich aufgefundenen Wandmalereien Zeug-



Kohletransport unter polizeilichem Schutz.



Reitende Schutzleute räumen die Straße.

Polizei und Publikum während des Kohlenarbeiterstreiks in Berlin-Neukölln.

Sieben Bilder von der Straße.

nis ab; pferdeähnliche Tiere sind in Urrißen eingegraben, und diese Urriße sind mit Oxer ausgefüllt.

Die Bronzezeit (etwa 1500 beginnend und bis etwa 500 reichend) entdeckt den Gebrauch der Metalle. Gold, Kupfer, Bronze, später erst Eisen.

Diese Kultur ist dementsprechend schon reicher, biegsamer, mannigfaltiger. Die Waffen erhalten Zierrat. Diademe werden gefertigt. Ringe werden am Hals, an Fingern, Armen und Beinen getragen. Vor allem sind hier schon die sogenannten Fibeln bemerkenswert, die in Nadel- oder Spangenform benutzt werden, um das Gewand zusammenzuhalten.

Aus dem Hügelgrab entwickelt sich das sogenannte keltische Mauerwerk; mächtige, vierkantige Blöcke werden aufeinandergetürmt. Das Zusammenfügen wird betont. Die unteren Steine werden mit Zapfen versehen, in die jedesmal die oberen Lagen mit Öffnungen genau hineinpaffen.

In diesen Felsenwohnungen findet man an den Wänden Reliefzeichnungen, aus denen man das Leben dieser Menschen ablesen kann. Bilderschriftartige Zeichen ergänzen die Darstellungen, auf denen man, ungeschickt noch, aber äußerst lebendig, Tiere, Menschen, Geräte sieht; vor allem Schiffe mit ganzen Mannschaften (so daß man auf Verkehr mit anderen Ländern schließen kann), dann Reiter, Ackerpflügende, ganze Schlachten.

Am reichsten entfaltet sich die künstlerische Begabung in der Verfertigung von Bronzegegenständen. Die Schwerter erhalten schlankere Form und zeigen am Griff Schmuckausbildung. Schilde werden mit Ornamentenzierrat versehen, meist in Spiralenform. Hierlich sind schon die sogenannten Spangen. Ueberhaupt ist auf Metallschmuck bereits großer Wert gelegt.

Die Ornamentik bleibt wesentlich geometrisch. Doch werden die Linien, der Technik des Metalls entsprechend, mehr gebogen; Kreise, Spiralen, halbgerundete Bögen, Wellenlinien treten auf neben Spiralen; dies alles freier, leichter, kühner als in der vorhergegangenen Epoche.

Die menschliche, die tierische Figur wird ebenso benutzt. Man hat Messergriffe gefunden, die in Pferdeköpfen, vielfach auch in Menschenfiguren enden.

Hausurnen (in Form einer Hütte), sogenannte Gesichturnen (in Form eines Gesichts, mit Nase, Mund und Ohren) bekunden, daß die Feuerbestattung üblich war.

Man hat bei all diesen Erzeugnissen schon die Vermutung ausgesprochen, daß wir keiner Eigenkultur mehr gegenüberstehen. Hier sei man schon dem bestimmenden Einfluß des Orients, der der abendländischen Kultur zeitlich so erheblich vorangeht und sie früh beeinflusst habe, auf der Spur. Nach Aegypten weise z. B. das Spiralornament. Die mykenische Kultur sei in der Verwendung und Behandlung des Goldes zu bemerken.

Damit stimmt dann das häufige Vorkommen von Schiffen in den Wandreliefs überein.

Nimmt man dazu, daß diese Funde fast überall in Küstendörfern, an Flüssen gemacht sind, so gewinnt die Annahme, es habe eine Verbindung mit Asien schon in dieser Zeit bestanden und ein Austausch von Bernstein stattgefunden, an Wahrscheinlichkeit.

Das würde gegen die Sache nichts besagen. Man sieht nur, wie früh schon Beziehung und Einfluß einsetzten. Denn es kommt nicht auf die Uebernahme an, sondern darauf, ob dieses Volk verstanden hat, das Fremde richtig aufzunehmen und eigen weiterzugestalten, und dafür spricht die Tatsache, daß wir schon hier einer geschlossenen Kultur gegenüberzustehen meinen.

(Schluß folgt.)

Eingewanderte Pflanzen.

Von Friedrich Zimmermann.

Zu den interessantesten Problemen der modernen botanischen Wissenschaft gehört ohne allen Zweifel die Pflanzengeographie oder die Geobotanik. Dieselbe lehrt uns die Verteilung und Anordnung der Pflanzen auf der Erde kennen und stellt die Pflanzen der einzelnen Länder in sogenannten Floren zusammen. Sie untersucht die Einflüsse, welche in der Urzeit wirksam waren auf die Verteilung der Pflanzen und warum die einzelnen Pflanzenarten ganz bestimmte Länder und in diesen wieder ganz bestimmte Bezirke bewohnen. Nur wenig Pflanzen sind Ubiquisten, das heißt kommen auf der ganzen Erde vor. Nicht alle Pflanzen, welche heute innerhalb der Grenzen unseres Vaterlandes vorgefunden werden, waren ursprünglich bei uns einheimisch. Wäre das der Fall, so müßten die Länder, welche das gleiche Klima wie Deutschland haben, auch dieselben Pflanzenformationen aufweisen. Nun ist aber bekannt, daß die unter denselben Breitengraden liegenden Länder Nordamerikas ganz neue Pflanzenarten zeigen. Es sind zwar auch Ahornarten, welche dort große Waldungen bilden, und auch ungeheure Nadelholzwaldungen bedecken große Länderstrecken; aber es sind wesentlich von unseren deutschen Arten verschiedene und neue Formen. Nur an bestimmten Orten entstanden die einzelnen Arten, und so besitzt jede Pflanze ihre Urheimat, von wo aus sie dann in neue Länder vorgebracht ist. Diese Urheimat heißt man auch das Vegetationszentrum der Pflanze. Diese Grenzen festzustellen, ist eines der schwierigsten Kapitel der Botanik. Durch vielerlei Ursachen wurden die Grenzen im Laufe der Jahrtausende verwischt, und der Endemismus läßt sich in vielen Fällen gar nicht mehr mit absoluter Sicherheit feststellen. Viele Pflanzen sind durch Menschenhand bei uns eingeführt worden, und wir haben heute in unseren Parkanlagen Bäume und Sträucher aus den fernsten Ländern der Erde, und manche Unkräuter haben sogar die ursprüngliche Flora verdrängt und vernichtet.

Nun sind aber nicht alle Pflanzenarten gleichmäßig für die Auswanderung in ferne Länder ausgerüstet. Die Natur hat auch gewisse Hindernisse, wie Meere, Wüsten, Gebirge, ja selbst große Flüsse, geschaffen, welche von manchen Pflanzen nicht überwunden werden können. Manche Pflanze der westeuropäischen Flora ist bis an den Rhein vorgebracht; es ist ihr aber nicht gelungen, auf das rechte Rheinufer zu kommen, und wenn man sie sammeln will, muß man in das Elsaß gehen, woselbst sie oft recht zahlreich zu finden ist. Dasselbe ist im Osten Deutschlands der Fall. Auch dort sind einige Pflanzen aus dem großen russisch-sibirischen Gebiet bis an die Weichsel vorgebracht, sind aber daselbst stationär geblieben. Wenn man eine Flora aus früheren Zeiten zur Hand nimmt, so findet man in derselben gar keine aus fremden Ländern eingewanderten Pflanzen.

Durch den ungemein gesteigerten Verkehr und Welthandel in den letzten 50 Jahren sind aber sehr viele neue Pflanzenarten aus allen Ländern der Erde zu uns gekommen, und es hat sich in unseren großen Hafenorten und Handelszentren eine ganz eigentümliche Flora gebildet, die noch in beständigem Anwachsen ist. Man heißt sie Adventivflora, weil sie zu unserer einheimischen Flora hinzugekommen ist. Eine echte Adventivpflanze darf aber nicht etwa dadurch zu uns gelangt sein, daß irgendjemand Samen aus fernen Ländern absichtlich ausgesät hat. Die Adventivpflanze muß von selbst bei uns auftreten, ohne daß man immer nachweisen kann, wie sie zu uns gekommen ist. Früher konnten nur wenig Adventivpflanzen bei uns gefunden

werden, weil der Welthandel noch sehr unentwickelt war. Wenn ein Naturforscher nur nach Südeuropa kam, so sah er viele neue Pflanzen, und seine Beobachtung wurde geschärft, und wenn er dann in seiner Heimat unbekanntes Einwanderer fand, so ging er nicht mehr gleichgültig an denselben vorbei, sondern er sammelte sie und suchte sie kennen zu lernen.

In den ältesten Herbarien unserer Universitäten findet man nur ausnahmsweise solche eingewanderte Pflanzen. Erst seit 30 Jahren bildet die Erforschung der Adventivflora einen besonderen Zweig der botanischen Wissenschaft; gegenwärtig arbeitet ein außerordentlicher Stab von Botanikern in allen Ländern an der liebevollen Beobachtung dieser Gewächse und es vergeht kein Jahr, in welchem nicht viele neue und hochinteressante Tatsachen publiziert werden. In den alten Zeiten war die Kenntnis der Pflanzenwelt der fremden Länder ganz gering. Nur wenig Botaniker waren in der glücklichen Lage, aus eigener Anschauung Pflanzenstudien zu machen. Das Reisen war sehr teuer und auch der schriftliche Verkehr der einzelnen Fachgelehrten war noch sehr unentwickelt. Heute ist das anders geworden. Findet ein Botaniker unbekannte und unbestimmbare Pflanzen, so schließt er schon aus dem Aussehen derselben, in welchem Gebiete der Erde sehr wahrscheinlich deren Heimat ist. Er präpariert dieselben sorgfältig und schickt sie in das betreffende Land und in den meisten Fällen kann dann die Art und der Name festgestellt werden. Wer sich längere Zeit mit der Erforschung der Pflanzenwelt eines gewissen Gebietes befaßt hat, der wird bald herausfinden, daß es keinen Stillstand gibt. Manche Pflanzenart verschwindet und es treten neue an ihre Stelle. Diese Tatsache ist es aber gerade, welche das Studium der einheimischen Flora so interessant macht. Die geeignetsten Orte für das Studium neu eingewandeter Pflanzenarten sind nun in erster Linie unsere großen Getreidestapelplätze. Die ungeheuren ausländischen Getreidemassen, welche nach Deutschland importiert werden müssen, kommen in Meeresschiffen aus den überseeischen Ländern in Europa an. In Holland wird das Getreide in die Flußschiffe verladen und hauptsächlich auf dem Rhein in das Innere von Deutschland gebracht. Dieses Getreide ist meistens ungenügend gereinigt, da es aus Ländern kommt, in welchen unsere modernen Putzmaschinen noch unbekannt sind. Nun ist jedermann bekannt, daß unsere Getreidfelder ganz spezifische Unkräuter aufweisen, die mit ihrer Existenz geradezu an dieselben gebunden sind. Wir wollen hier nur an den Rittersporn, an den Mohn und an die Kornrade erinnern, die ja fast jedermann aus eigener Anschauung kennt. Gerade so ist es auch in den großen Getreideländern Amerikas und der anderen Weltteile. Zur Erntezeit gelangen nun diese sogenannten Unkräuter mit dem Getreide in die Scheune und werden mit ausgedroschen. Das Getreide wird in Säcke gefaßt und unter den goldenen Weizenkörnern sind jetzt die Unkrautsamen gemischt. Bevor nun dieses unreine Getreide in Mehl verwandelt werden kann, muß es bei uns noch einer gründlichen Reinigung unterworfen werden. Die Maschinenteknik hat in den letzten Jahren ganz vortreffliche Reinigungsmaschinen konstruiert; dieselben liefern ein tadelloses reines Produkt, das von allen fremden Bestandteilen gereinigt ist. Untersucht man vor diesem Reinigungsprozesse das importierte Getreide, so findet man viele kleine Samenfrüchte von allerlei fremden Pflanzen. Diese Abfallprodukte sind nun zu jeder Verwendung wertlos und sie werden gewöhnlich in der Nähe unserer großen Getreidelagerhäuser einfach weggeworfen und bleiben unbeachtet liegen. Ist dort eine tiefe Humusschicht vorhanden, so fangen diese Samen an zu keimen, besonders wenn das Frühjahr recht

warm und feucht ist. In solchen Orten könnte man oft glauben, es habe jemand absichtlich Samen ausgestreut, so dicht kommen die Keimlinge aus dem wärmenden Schoß der Erde hervor. In kalten, regnerischen Sommern sterben zwar die meisten dieser zarten Pflänzchen wieder rasch ab, da sie ja aus wärmeren Ländern der Erde herkommen und unser rauhes Klima nicht vertragen können. Am besten gedeiht diese junge Saat an Stellen, die dem Sonnenschein ausgesetzt sind und vor den kalten austrocknenden Winden geschützt sind. Auch in sehr trockenen Perioden sterben die jungen

Pflänzchen massenhaft ab und in solchen Jahren ist die Ausbeute des Botanikers an fremden Pflanzen sehr gering. Waren aber alle Faktoren günstig, so kann man daselbst eine reiche Ausbeute machen und bei jeder botanischen Expedition wird man etwas Neues finden.

Eine Tatsache ist bei dem Studium der Adventivflora von besonderem Interesse. Viele dieser fremden Pflanzen treten in manchen Jahren oft in großen Massen auf, kommen zur schönsten Entwicklung, blühen und setzen eine große Masse von Samen an, so daß man glaubt, diese Pflanze werde gewiß im nächsten Jahre

sicher wieder erscheinen. Allein oft ist dann keine Spur mehr davon zu entdecken und es dauert oft viele Jahre, bis sich wieder Nachkommen eingestellt haben und immer nur dann, wenn wieder Samen aus dem Ursprungslande an dieselbe Stelle gelangt ist. Diese Tatsache erklärt sich dadurch, daß manche ausländischen Pflanzen in unserem Klima keine keimfähigen Samen ansetzen, weil diejenigen Insekten fehlen, welche den Blütenstaub zu übertragen haben. Vielleicht mögen auch klimatische Faktoren mitspielen, welche sich jedoch der Kenntnis des Beobachters entziehen.

(Schluß folgt.)

Junge Leiden.

Skizze von Johann Falkberget. Autorisierte Uebersetzung von Th. Völcker.

Die Herbstsonne lag über den Wäldern der Storlähnen. Sie ging unter, und bläuliche Schatten senkten sich auf das gelbe Laub der Birkenhalde.

Drunten im Storlätäl lag der Fjeldsee still und dunkel, und der Wald spiegelte sich im Wasser am Strande. . .

Von oben her klang das kurz abbrechende, helle Geläute einer Kirchenglocke durch die Abendstille. So ein Nachbuntler von einem bunten Kalb trieb sich noch da oben herum und graste.

Im Feuerhause*) auf Fjeldstad brannte das Holzfeuer. Der blaue Rauch trieb nach dem Birkenwald. Der Feuerchein fiel durch die offene Tür . . . über die Feuerhaustreppe und in laugen blitzernden Streifen auf das dunkle Wasser. Denn das Feuerhaus auf Fjeldstad stand nahe dem Strande. . .

Vor dem Herd saß ein uraltes Mütterlein. Sie rauchte aus einer braunen Saabäpfeife**) Tabak, wie sie dasah und mit Messingnadeln an einen halbzerzerrigten Strumpf einen neuen Fuß anstrickte.

Ein langaufgeschossener Junge kam aus dem Feuerhause mit einer Tracht Fischneze auf dem Rücken. Er sprang auf seinen eisenbeschlagenen Schuhen hinunter nach dem Bootsplatz, warf die Neze auf das Vorderdeck des Bootes, daß die Steine in den Birkenrindengefenken***) polterten. Dann machte er die Bootskeete los und warf das rostige Eisen gegen den Landungsstein. Schob das Boot hinaus — der Kiel kratzte über Sand und Steingerölle —, sprang hinein, sobald das Wasser trug, und setzte sich an die Ruder.

Der Junge hieß Smut. Er war frühzeitig groß geworden. Er sah danach aus, daß er ein feder Vursch und ein Mädchenfreund werden sollte. Am Abend seines Konfirmationstages war er zu Tanz gegangen und tanzen tat er wie ein rechter Kerl. Gegen Morgen, als er nach Hause kam, ging er gerademwegs hinein ins Sommerhaus, wo die Urgroßmutter lag.

„Kühl mal meinen Rücken, Großmutter!“ sagte er und kehrte seinen Rücken dem Bett zu. Die Alte griff mit der Hand nach dem Bettquast und richtete sich halb empor auf den steifen Lenden.

„As ja durch und durch naß, Junge!“ sagte sie und ließ sich wieder aufs Bett nieder. Sie schüttelte ernst den Kopf. Es lag in der Familie, frühzeitig erwachsen zu sein . . . das wußte sie. Aber sie war nun alt geworden — über die

Neunzig. Viel und mancherlei hatte sie erlebt zu ihrer Zeit. . . Sie strich einzelne weiße Haarsträhnen über die gefurchte Stirn. Und um ihren scharf geschnittenen Mund legte sich ein wehmütiger Zug der Erinnerung.

Smut blieb eine Weile stehen — heiß und rot im Gesicht. . . und die Hände in die Hosentaschen vergraben —, die Hose hing tief herab auf den Hüften und warf starke Falten um die Kniee.

„Großmutter!“ sagte er und zog einen braunen Sandisklumpen aus der Hosentasche. Er steckte ihr den Sandisklumpen unter die Schafsfellecke. Ging dann mit mannhaften Schritten über den mit Wachholderreisig bestreuten Fußboden hinaus in die Kammer und legte sich — ohne sich auszuziehen.

Die Alte verbarq den Sandisklumpen unter dem Stopfissen, zog das zottige Zell hinauf bis an die Nase und schloß die Augen. Sie hörte, wie der Junge da draußen schon fest im Schlafe lag. Aber sie lag wach und dachte an ihn. Es war die vierte Generation, die sie aufwachsen sah. . . Na, der Smut, ja, — dachte sie weiter — ja, der Smut war nett und rar, der! —

Es war ein stiller und lichter Sommermorgen. Der Fjeldsee lag still und glänzend da. Bleiches Sonnenlicht fiel durch die Fensterscheiben auf den wachholderbestreuten Fußboden. Das Schlaggewicht der Langelandsuhr glitt jurrend herab — der große Zeiger machte einen Sprung auf die Ziffer zwölf. . . und die Uhr schlug vier.

Ein paar Jahre später. Smut war manchen Morgen vom Tanze nach Hause gekommen mit durchschwitztem Westenrücken, den die Urgroßmutter befühlen mußte, wofür sie einen Sandisklumpen bekam.

Er fuhr über den See mit starken Ruder schlägen. Große, silberblanke Tropfen fielen von den Ruderblättern, allemal wenn er sie aus dem Wasser zog. Und ringsherum in den Bergen widerhallte es von den Ruder schlägen. . .

Urgroßmutter war hinausgekrochen auf die Feuerhaustreppe. Sie stand krumm auf den Strüchstock gestützt, hielt die Hand schützend über den buschigen Augenbrauen und schaute eifrig nach dem See hinüber.

„Naß gut auf, Smut!“ rief sie.

Er ließ die Ruder ruhen.

„Se!“

„Naß gut auf, Smut!“ rief sie abermals von der Feuerhaustreppe.

„Na—a!“ antwortete er gutmütig. Die Alte wandte sich um. Sie watschelte ins Haus hinein und setzte sich vor die Feuerstätte — legte den Krüchstock auf die Holzbank und zündete sich mit einem Holzstück die Saabäpfeife an. Gegen Abend kam immer so ein Gefühl von schwindender Kraft über sie. Aber sie war ja nun auch bald hundert Jahre alt.

Im Schatten unter einer knorrigen Birke auf der anderen Seite des Fjeldsees saß auf einem Steine eine blasse Mädchen gestalt. Sie schaute nach dem Boot aus. Ihre Augen waren groß und blau. Die Stirn war hoch und weiß, das Haar dunkel und glatt gekämmt. Das weißgefranste Tuch hing ihr lose über die Schultern. Sie las hier und da einige welke Palme auf und ließ sie durch die Finger gleiten.

Smut ruderte geradeswegs dorthin, wo sie saß. Sie sah so zart aus. . . und so herrlich schön im Abendschein. . .

„Wist Du es?“ sagte sie und erhob sich und schlug den Staub ab von ihrem Rock.

„Ja. . . Willst Du mit?“ fragte er.

„Ach ja, Du!“ Sie beeilte sich, griff mit der einen Hand nach dem Bootssteven und kletterte hinein. Sie setzte sich hinten in den Kahn.

Er setzte die Ruder an und ruderte nordwärts den Steininseln zu. Sie saß da, ohne etwas zu sagen, und blickte hinunter ins Wasser. Da drunten sah sie dunkles Seegrass. . . Große Steine mit gelbem Schlamm bedeckt. Und dann der schwarze Abgrund.

Smut sagte auch nichts. Er ruderte mit kräftigen Schlägen, doch langsam. . .

Der Klang einer Erzglocke zitterte scharf und schwer durch die Luft. Langes, langes Geläute. . .

„Die Grubenglocke,“ sagte sie und sah nach dem Berge.

„Sie läuten die Nachtschicht ein,“ antwortete er.

Er ruderte weiter.

„Wann sollst Du in die Grube?“ fragte sie.

„Montag!“

Ihre Augen begegneten sich. Sein Blick war scharf und klar. Der ihre ver schleiert und sanft.

Sie waren schon an der Nordseite der Steininseln angelangt. Der Kahn stieß in voller Fahrt hart gegen einen Felsen, daß es knackte in den Jugen. Sie erhob sich halb und griff nach dem Bootsrand.

„Naß auf!“ Sie ward ganz bleich im Gesicht.

„Es ist nicht gefährlich, Gertrud!“ Er lächelte und ruderte ein Stückchen rückwärts.

Dann begann er die Neze auszuwerfen. Smut ruderte leise. Gesenke auf Gesenke platzte ins Wasser, bis das letzte braune Netz gefleckt ausgeworfen war.

„Die Nacht fängst Du große Forellen.“ Gertrud legte die Netzstangen zusammen und setzte sich wieder.

„Glaubst Du?“

Der Kahn fuhr südwärts über den See mit starken Ruder schlägen.

Als sie dorthin kamen, wo Gertrud unter der Birke gefessen hatten, legten sie an, und Gertrud erhob sich und stieg ans Land.

(Schluß folgt.)

*) Das Feuerhaus (Stubhuset) dient der Landbevölkerung als Sommerwohnung. In der Mitte dieses luftig gebauten Hauses liegt, unter dem Rauchloch im Dache, die Feuerstätte.

**) Ein Pfeifenkopf mit dem Wibe Sören Jaabäts, der als Vorkämpfer der Demokratie und Organisator der Bauern in der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts einer der populärsten Männer Norwegens war.

***) Die Steine, die das Netz bis auf eine bestimmte Tiefe zum Sinken bringen, sind in einem Gehäuse von Birkenrinde untergebracht.



Ernst v. Leyden,
ein hervorragender Berliner Kliniker, dem die Augenheilkundebewegung manches zu danken hat, ist anfangs des Monats im Alter von 78 Jahren zu Berlin gestorben.

Die Hydrovolve. Eine praktische Erfindung erdachte vor einigen Jahren Prof. Frank Kirchbach in München; sie gehört in das Gebiet der Wassertraktmaschinen und ist eine Verbesserung des oberflächlichen Wasserrades. Während man bei Wassermühlen in den Ländern der norddeutschen Tiefebene mit ihren langsamen Flußläufen hauptsächlich das unterschlächtige Wasserrad trifft, das von dem geradeaus strömenden Wasser fortbewegt wird, ist in hügeligen und bergigen Gegenden das oberflächliche Rad heimisch. Das schnell zu Tal rauschende Wasser wird auf einem Bodenteil, der höher liegt, als das betreffende Wasserrad, in einer Rinne abgefangen und jenem zugeleitet. Die Strömungsgewalt wirkt da von oben her auf das Rad. Bei den gewöhnlichen Wasserrädern geht jedoch ein Teil der Energie damit verloren, daß das Wasser von den geraden Flächen der Schaufeln zurückprallt. Ferner wird die in der herabstulenden Schwere der Wassermassen ruhende Kraft weniger ausgenützt. Diese Mängel sind beseitigt in der kirchbachischen Hydrovolve. Das aus Eisen gehaute Wasserrad ähnelt äußerlich dem gewöhnlichen darin, daß die Aufschlagteile kranzartig um die Speichen zwischen zwei Ringscheiben angeordnet sind. Die einzelnen Schaufeln besitzen, von der Kreisfläche aus betrachtet, eine parabolisch gebogene, in der Achsenrichtung natürlich gerade Form. Sie reichen jedoch nicht bis auf den Rundboden des Rades, in der unteren Hälfte ist vielmehr eine zweite gebogene

Schaukel eingelenkt, woraus ringsum eine besondere Zellenkonstruktion entsteht. Der oben auf das Rad strömende Wasserstrahl erleidet keinen Mißstoß der Kraft, er wird sanfter aus seiner Richtung abgelenkt. Das Wasser füllt die Zellen, wirkt während der halben Umdrehung noch mit seiner Schwere und tritt unten arbeitsfrei aus. Neben einigen anderen Vorfällen hat das verbesserte Wasserrad den bedeutendsten, die im fließenden Wasser enthaltene Kraft weit vollkommener für die technische Verwendung herauszugewinnen, als es sonst mit den älteren Rädern möglich war.

Die genauen Kosten des Simplon-Tunnels sind anlässlich der Prüfung der Frage einer etwaigen Uebernahme des auf italienischem Gebiete liegenden Teils in das Eigentum Italiens von

technisch noch in vielen Dingen. Die Bilder sind diesmal nicht auf dem üblichen weißen Kreidpapier gedruckt, das allen Feinheiten und Mitteltönen den Garaus macht; der Verlag hat für die Mantegna-Ausgabe vielmehr ein gelblich getöntes Papier gewählt, das, mit einer kräftigen, ins Olivgrüne schimmernden Farbe bedruckt, alle Uebergänge und Halböne zur Geltung bringt, die Tiefen weich hält und den Bildern jenen vornehmen, matten Glanz gibt, der für gewöhnlich nur bei guten Gravuren erzielt wird. In den auf diese Art prächtig herausgekommenen zweihundert Abbildungen des Werkes bekommen wir einen zusammenhängenden Einblick in den monumentalen



Berliner Arbeiter protestieren gegen das Vorgehen der Polizei anlässlich des Kohlenarbeiterstreiks in Moabit. Reichstagsabgeordneter Ledebour spricht.

einem internationalen Sachverständigenausschuß auf rund 61,4 Millionen Mark festgestellt worden, wovon 33 Millionen Mark auf den italienischen Teil entfallen.

Von den „Klassikern der Kunst“ ist ein neuer Band, der die Gemälde und Kupferstiche Andrea Mantegnas behandelt, erschienen (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, Preis gebd. 8 Mk.). Die von Fritz Knapp besorgte Ausgabe schließt sich ihren Vorgängern nicht nur würdig an, sondern übertrifft sie

Stil Mantegnas, der besonders der Wandmalerei zuzugute kam. Eine anregend geschriebene Einleitung gibt uns Einblick und Auskunft über das Leben und Wirken des Meisters in künstlerisch belehrender Form. Neben der gewöhnlichen Ausgabe hat der Verlag noch eine sogenannte Studienausgabe vorgelegt, bei der die Bilder, einseitig gedruckt, in einer Mappe beigegeben sind. Auch dieser neue Band der „Klassiker der Kunst“ ist, ebenso wie seine Vorgänger, zu empfehlen.



Das Wiener Proletariat demonstriert gegen die Fleischnot. (Straßendemonstrationen vom 2. Oktober 1910.)